

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1918)
Heft: 12

Artikel: Brief eines Schweizer Sanitäts-Corporals
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seine heutigen Mittel zu diesem Aufbau unzulänglich sind. Dann verdient er nichts besseres als diesen erbärmlichen Zustand, der in den letzten 4 Jahren wieder einmal seinen Höhepunkt erreicht hat. Dann möge er auch fernerhin seine Weihnachtsglocken zu Kanonen umgiessen und zur Freude aller Teufel die Christnacht mit ihrem Donnergebrüll entweihen.

G.-C.

An die Mitglieder und Freunde der Sektion Appenzell der Schweizerischen Friedensgesellschaft.

Voraussichtlich geht der Weltkrieg seinem Ende entgegen. Die Prophezeiungen des russischen Staatsrates J. v. Bloch in seinem Werke „Der Krieg“ sind durch die lange Dauer dieses Krieges an Schrecken und Leiden noch weit übertroffen worden, und fast hat es den Anschein, dass auch die Begleiterscheinungen des Krieges in allen ihren Formen über die Menschheit hereinzubrechen drohen. Armut, Hunger und Epidemien waren von jeher die Nachfolge der Kriege. Aber die Greuel der Revolution könnten uns bei einigem guten Willen erspart werden. Gegenwärtig überstürzen sich die Ereignisse derart, dass sie sowohl die Völker als auch ihre Regierungen mit Angst erfüllen. Die Enttäuschungen der Völker sind derart, dass sie ihrem Unwillen mit der Anwendung von Gewalt Luft zu machen suchen. Mit Gewalt kann wohl oft Gewalt beseitigt werden, aber Friede wird hiedurch nie erzeugt. Wo das Recht entscheidet, da wird der Friede gedeihen, wo aber das Unrecht, die Gewalt entscheidet, da wird nur der Hass und die Rachsucht gross gezogen. Gewiss bekämpft die Friedensgesellschaft den Krieg mit allen seinen Schrecken und Leiden, aber sie verurteilt jede Anwendung von Gewalt zur Erreichung dieses Zieles. Durch die Reform der Völkerrechtsverträge sollen die Beziehungen der Völker nach und nach derart gebessert werden, dass sich dieselben freiwillig der internationalen Rechtsprechung unterziehen. Der Vollzug der Urteile soll durch die Vertragsmächte solidarisch garantiert werden, damit der Krieg entbehrlich wird. Schon drei Jahrzehnte wird in allen Kulturstaaten an der Verwirklichung dieses Gedankens gearbeitet. Die Erfahrungen des Krieges haben soviel bewirkt, dass die Wohltat dieses Systems allgemein anerkannt wird. Unsere Freude über diese Tatsache wird aber sehr getrübt durch die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Völker dazu verleiten lassen, das Blutvergiessen in ihrem eigenen Lande fortzusetzen. Unsere Arbeit ist deshalb noch nicht vollbracht. Es wird keine Vereinstätigkeit und keine menschliche Hilfe überflüssig sein, um die grosse Umgestaltung der Völkerbeziehungen auf friedlichem Wege durchzuführen. Wir Schweizer haben tatsächlich keine Ursache zur Unterstützung revolutionärer Bewegungen in unserem

Land. Was die monarchisch regierten Völker mit der Revolution erzwingen wollen, das Mitspracherecht in ihren Verwaltungsangelegenheiten, das ist dem Schweizerbürger schon solange garantiert, dass er in gewissen Gegenden sogar durch Strafandrohung zum Gebrauche seines Rechtes gezwungen werden kann. Seit dem August 1914 sind wir von der Demokratie in einen Militärstaat verwandelt worden; aber sowohl der Bundesrat als auch das Parlament haben ihre Pflicht erfüllt, soweit es ihnen eben möglich war. Wäre das nicht der Fall, so dürfte das Schweizervolk wissen, dass ihm das Beschwerderecht zugänglich ist, wie in keinem anderen Staate. Vier und einhalbes Jahr haben wir gemeinsam die Leiden in Ruhe ertragen, sollen wir uns nun am Ende des Krieges von ausländischen Elementen dazu verleiten lassen, unseren Behörden das Vertrauen und den Gehorsam zu verweigern? Gewiss nicht! Wer ausharret wird gekrönt. In absehbarer Zeit werden sich die ausserordentlichen Massnahmen und Einschränkungen reduzieren lassen, und die Stimmung des Volkes wird sich wieder bessern. Dann können wir stolz auf unsere Nachbarn blicken und uns freuen, dass wir einmütig und standhaft ausgehalten haben. Deshalb, und im Namen derjenigen, die sich in so edler Weise bemühten, der Menschheit eine bessere Zukunft zu verschaffen, auch derjenigen, die durch den Krieg ihr Hab und Gut, ihre Gesundheit und ihr Leben verloren haben, bitten wir die Öffentlichkeit, uns moralisch und finanziell zu unterstützen, damit die Regierungen an ihren aufgeklärten Völkern einen Rückgrat haben, der es ihnen möglich macht, die Organisation der Rechtsprechung zu verwirklichen. *K. Rüd.*

Brief eines Schweizer Sanitäts-Corporals.

Den 19. November 1918.

Meine Lieben!

Gottlob bin ich heute einmal etwas früher dienstfrei und komme deshalb dazu, Euch ein wenig von meinem Leben und Treiben zu erzählen. Am Sonntag früh also dampfte ich von A. ab, in der Hoffnung auf einen Sonntag, an dem ich, als Stellvertreter des Feldwebels, im Spital Bureaudienst zu verrichten habe und etwas lesen und schreiben könne. Aber oha! Am Morgen gings noch so leidlich; ich hatte die verschiedenen Rapporte auszufertigen etc. Aber am Nachmittag kams anders. Es war nur wenig Personal da und Patienten über Patienten strömten ins Haus. Bald war das letzte Bett belegt und das will bei uns etwas heissen. Unter Leitung eines Majors wurde der Spital in B., der seit einigen Monaten geschlossen war, ebenfalls für die kommende Nacht in Stand gesetzt.

Alle 5 Minuten kam ein Auto mit 4 Patienten, oder ein Krankenwagen an, lauter Welsche, arme

Kameraden in hohen Fiebern, die kaum oder gar nicht stehen konnten. Auf dem Boden, auf Bänken und Stühlen schliefen sie ein. Zudem kamen von allen möglichen Truppenteilen Bestellungen an die Apotheke, die Sonntags geschlossen ist. Gegen allen Befehl entschloss ich mich, einfach herauszurücken mit den Medikamenten. Sollten einem Befehl zuliebe die Leute sterben? Am Abend trafen noch zwei Unteroffiziere meiner Kompagnie ein; die halfen wacker mit. Schliesslich holten wir in einem Depôt Strohsäcke und belegten alle Bureaux und Kellerräume mit herzugeströmten kranken Soldaten. Unsere Ärzte stellten sich, vier an der Zahl, auch ein, legten sich aber schlafen, als sie sich genug herumgezankt hatten. (Hier folgt ein Kraftausdruck der Empörung, den wir unterdrücken.) Ein Redakteur des „Vorwärts“ hätte hier Stoff genug gefunden, um diese lumpige Ordnung vor der Öffentlichkeit ins richtige Licht zu setzen. — Das nur nebenbei. — Wieviele schwere Lungenentzündungen unter diesen Hunderten von Krankheitsfällen waren, wusste niemand. Sie lagen und schliefen, schwitzten und fieberten — in den Bureaux und Kellern! Endlich konnte abtransportiert werden. Ein Auto nach dem andern raste mit 80 Km. Geschwindigkeit nach B. Stunden um Stunden vergingen. Ein heisser Thee, den uns die Nachtschwester verabreichte, half uns immer wieder auf die Beine. Einmal schaute ich nach der Uhr. Wie staunte ich als sie 1 Uhr wies; ich hatte geglaubt, es sei etwa 10 Uhr. Mehrmals begleitete ich Transporte nach B. Man hatte geschwitzt vom treppauf-, treppablaufen; dann warf man sich den Kaput über und hinaus gings im Auto durch die kalte Winternacht. Nach rasender Fahrt im Notspital angekommen, ward ausgeladen, dann vom Chauffeur und mir eine Tasse Thee gestürzt, und noch rascher gings zurück, um 4 neue, halbtote Menschen zu befreien und in ein Bett zu bringen. Um 6¹/₄ Uhr morgens kam ich zum letztenmal zurück. Das Morgenessen war gerade bereit und die Patienten waren alle abtransportiert. Der Hauptmann staunte nicht übel, als er um 8 Uhr ins Bureau kam. Er hatte gut geschlafen und sich nicht träumen lassen, was während der Nacht vor sich gegangen war. Das erste Wort, das uns gegenüber über seine Lippen kam, war: „Ihr händ mer e netti Ornig gmacht uf mim Tisch!“ Ich hatte vielleicht, aus Liebe zu ihm und aus Bewunderung seiner Pflichttreue, während der Nacht einen Stuhl über seine Cigarren und Briefschaften geworfen. Viel Arbeit erwartete uns wieder. Wir hatten bis jetzt die eigenen Spitalkranken, der Nachttransporte wegen, ungepflegt lassen müssen. Meiner Abteilung wurden 45 Patienten zugeteilt. Darunter waren nur 6, die weniger als 39° Fieber hatten. Alle mussten Wickel haben. Dabei raste der Morgen vorüber. Untersucht waren am Mittag kaum die Hälfte, und doch lagen sie schon 24 Stunden im Spital. Um

3 Uhr nachmittags konnte ich mich nicht mehr aufrecht halten. *) Ich schlief während der Visite mehrmals beim Schreiben der Krankheitsgeschichten ein. Ich musste ein paar Stunden ruhen. Nach drei Stunden Schlaf stellte ich mich wieder und arbeitete nochmals bis ¹/₂10 Uhr. Das war ein langer Tag von Sonntag früh bis Montag Abend! Inzwischen war ein Chauffeur mit 4 Patienten und einem unserer besten Unteroffiziere bei B. aus Müdigkeit, da er zwei Tage und Nächte nicht mehr vom Steuer gekommen war, in eine Bahnbarriere gefahren: Das Auto kaputt, der Chauffeur mit Gehirnerschütterung bis jetzt noch bewusstlos und dem Unteroffizier war eine Stange des Autos durch den Hals in die Zunge gedrungen. Beide liegen schwerkrank im Kantonspital in B. Arme Kerle, die besser ihre Pflicht zu tun wussten als die „Hohen Herren“, die nur zum Kommandieren und zum Rügen von kleinsten Nichtigkeiten dazusein scheinen. Die Dinge, die man hier sieht, sind wenig dazu geeignet, meine Militärfreundlichkeit zu fördern. Seit heute Mittag gehts nun den Grippekranken besser und die Fieber beginnen zu fallen.

Die Schwester hat mir als Anerkennung einen Apfel geschenkt; wir haben treulich zusammen gearbeitet, die Wilhelmine und der Wilhelm.

Nun gehe ich zu Bett; Ihr wisst jetzt wie's zugeht und dass es jetzt besser geht.

Nachschrift der Redaktion. Wenn wir diesen Privatbrief, der durchaus nicht für den Druck bestimmt war, veröffentlichen, so dürfen wir das um so eher tun, als wir uns stets jeder einseitigen Kritik unserer Armeeverhältnisse widersetzt haben. Der Brief enthält aber soviel Interessantes, dass wir glauben der Allgemeinheit mit dessen Veröffentlichung einen Dienst zu erweisen. Auffallend ist besonders der Umstand, dass man sich trotz der Kritik, die bei dem ersten Auftreten der Grippe in der Armee allgemein eingesetzt hatte, bei Anlass der Neuaufgebote an den verantwortlichen Stellen noch nicht dem Ernst der Lage gewachsen zeigte. Auch scheint es, dass viele Militärärzte ihre Pflicht im Militärdienst zu leicht nehmen, besonders dann, wenn sie der Kontrolle von Offizieren anderer Waffen entzogen sind. Man hat den Eindruck, dass die Militärärzte, wenn die „unter sich“ sind, sich als Kollegen betrachten, sodass es von Seiten der höheren Grade an der nötigen Ausübung der Autorität und Kontrolle gegenüber den jüngeren Ärzten fehlt. Jeder einfachste Schweizersoldat ist aber der geliebte Sohn eines Elternpaares oder selbst Gatte und Vater und verdient die aufs peinlichste und gewissenhafteste ausgeübte Vorsorge und bei Erkrankung ebensolche Pflege, wenn er seine junge Kraft im Dienste des Vaterlandes auf das Spiel setzt.

*) Der Schreiber war selbst seit wenigen Wochen erst von der Grippe genesen, die er sich bei der Pflege kranker Kameraden zugezogen hatte.